

Ums Geld.

Roman von **Gustav Johannes Krauß.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Was hast du denn mit Franz besprochen, Kind?“ fragte Frau Rauscher ihre Tochter.

„Es is wegen der Hochzeit,“ fuhr Fanny fort. „Stell dir vor, wie peinlich das für uns zwei wär', wenn wir an unserem Ehrentag ein paar Stund' bei einer Tafel sitzen müßten, zusammen mit Eva und dem Hohenberger. Kommt er, so ist's eine Verlegenheit, und sagt er ab, müssen wir beleidigt sein. Und die Eva und der Franzl können auch nicht so gemütlich als Schwager und Schwägerin miteinander umgehen, wenn er die G'schicht auch noch so sehr verwunden hat. Die Eva aber weglassen, geht nicht recht, wegen Neumeiers Kollegen, von denen er ein paar einladen möcht', wenn überhaupt eine Feierlichkeit veranstaltet wird. Da haben wir uns gedacht, wir lassen uns ganz still trauen, ich schon im Reisekleid, wie's in England Mode sein soll, und fahren gleich von der Kirche auf den Bahnhof. Damit is alles Peinliche auf das Wenigste beschränkt. Ihr werdet natürlich alle in der Kirche sein, Hohenberger und Eva auch. Es wird zwar ein bissel komisch sein, wenn die uns gratulieren, aber na — bei ihrer Hochzeit brauchen wir dann nicht zu sein. Franz hat sich eine Verlängerung seines Urlaubs ausgewirkt, da gratulieren wir telegraphisch. Wenn wir dann zurückkommen, sind die anderen längst fort, und wir können die Hochzeitstafel in unserer Wohnung nachholen, ohne — na, du weißt schon.“

„Einverstanden muß ich schon sein,“ sagte Frau Rauscher seufzend. „Aber traurig ist's doch. Wenn sonst zwei Schwestern so um dieselbe Zeit heiraten, lassen sie sich an einem Tag vom selben Geistlichen zusamm'geben.“

„Das wär' doch bei uns unmöglich, wenn auch sonst nichts vorläge,“ sagte Fanny. „Stell dir nur vor, Mutter: Hohenbergers Bekannte und die vom Franz! Die Leute würden sich doch nicht gemütlich fühlen miteinander.“

„Es is ein rechter Jammer!“ seufzte Frau Rauscher. „Daß überall was dabei sein muß, was einem die Freud' verdirbt! Die Eva verlieren wir doch eigentlich durch diese Heirat grad so, als wenn sie nach Amerika g'heirat' hätt'.“

Fanny besah nachdenklich die fertiggestellte Naht. „Verlieren, Mutter? Ich glaub', sie war gar nie so recht bei uns, d' Eva.“

Darauf antwortete Frau Rauscher nicht. Sie sah der flinken Arbeit der Tochter noch eine Weile zu, dann erhob sie sich und küßte Fanny auf die Stirn. „Gute Nacht, mein lieb's Kind. Ich leg' mich jetzt hin. Bleibst du noch lang sitzen?“

„Nur ein paar Stich' hab' ich noch zu machen, Mutter. Gut Nacht.“

„Gut Nacht.“

Fanny sah der alten Frau nach, wie sie leise und behutsam in das Schlafzimmer schlich, um den Vater nicht zu wecken. Kam's ihr nur so vor oder war der Schritt der Mutter wirklich schleppend und ihre Haltung sorgenvoll?

„Die muß sich auch mit aller Gewalt einreden, daß sie sich freut über das riesengroße Glück, das die Eva macht,“ sagte Fanny leise vor sich hin, während sie ihre Arbeit wieder aufnahm. „Ich muß dem Franzl extra dankbar sein dafür, daß er mich von hier fortnimmt. Traurig wird's hergehn da bei uns — trotz dem großen Gehalt des Vaters und der reichen Tochter.“

Fournier, der Sieger bei der Automobilfernfahrt Paris—Berlin, auf seinem Fahrzeug. (S. 244)
Nach einer Photographie von G. Busse in Berlin.

17.

Die heimlichen Festgelage, die Herrn Hohenbergers Dienerschaft sich von jeher zu leisten pflegte, häuften sich, seit allen dreien gekündigt war. Der „Alte“ war zwar nobel gewesen; er hatte den Leuten eine Abfertigung in der Höhe eines Vierteljahrlohnes zugesagt und ihnen Zeugnisse ausgestellt, in denen die Lichtseiten ihrer Charaktere nachdrücklich hervorgehoben waren, während die Fehler mildthätig verschwiegen wurden. Jean, der Kammerdiener, hatte auf Grund dieses ausgezeichneten Zeugnisses schon eine andere Stelle, sogar in einem gräflichen Hause, erhalten, wo er am Tage nach seinem Abgang aus den Diensten Hohenbergers einzutreten hatte, und den anderen beiden konnte es auch nicht fehlen.

Das war aber kein Grund, die Wein- und Zigarrenvorräte des Herrn zu schonen. Was er that, war schließlich nichts als seine Schuldigkeit. Ein alter Junggesell, der heiratet, begeht an seiner Dienerschaft einen Treubruch, den er wieder gut zu machen hat. Und dann — warum sollten sie die gute Zeit nicht genießen, so lange sie währte? Hier war alles, was das Leben süß machte, in Fülle vorhanden, und von einer lästigen Kontrolle keine Spur. Wer konnte wissen, wie knapp und genau es bei der nächsten Herrschaft herging?

So beschloß denn fast jeden Tag dieser Uebergangszeit ein Fest in Emmas Küche. Da aber zu einem guten Bissen, einem feinen Trunk und einer gediegenen Zigarre notwendig ein unterhaltendes Gespräch gehört, wurde der gnädige Herr oder der „alte Narr“, wie er bei diesen Symposien genannt wurde, immer aufs neue durchgehechelt.

Das große Wort in diesen Gesprächen führte Pepi, der Kutscher. Bisher war er das geringste Glied in dem Kreise gewesen, von wegen seiner ungehobelten Manieren und des ihm anhaftenden Stalldufts. Jetzt aber schwiegen Jean und Emma, wenn er den Mund aufthat, und hörten mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Pepi fuhr ja den Herrn hinaus zu seiner Braut und in den Tattersall, wo die zukünftige Frau Hohenberger reiten lernte, sowie zu den Geschäften, in denen die Ausstattung besorgt wurde. Er wußte also was und konnte was erzählen, während weder Emma noch Jean die Braut des Herrn auch nur gesehen hatten.

Diese Aufmerksamkeit, die dem guten Manne geschenkt wurde, schmeichelte ihm natürlich nicht wenig. Er lauerte tagsüber wie ein Polizeibeamter auf alles, was er von seinem Kutschbock aus sah und hörte. Namentlich das Gespräch der Herrschaften beim Einsteigen und Aussteigen fing er mit scharfen Ohren auf.

Das in Erfahrung Gebrachte wurde dann abends am Küchentische mit vieler Wichtigkeit ausgekramt, und wenn es nicht hinreichte, ihm den Löwenanteil an der Unterhaltung zu sichern, schon mehrmals Erzähltes unermüdlich wiederholt. Besonders die Thatsache, daß jenes eigensinnige Fräulein vom Votivkirchenplatz und die jetzige Braut des Alten eine und dieselbe Person waren, wurde immer wieder scharfsinnig und witzig durchgesprochen.

„Hehehe," lachte Pepi, während er sich sein Glas wieder füllen ließ, „wer dös damals denkt hätt'! Das heißt, ich hab' mir's glei' denkt. Wie ich das G'sichtel damals im Schein von meiner Wagenlatern' g'sehn hab', hab' ich mir denkt: „Oha, Alter! Da bist an die Unrechte 'kommen. Die schaut nit aus, als wenn sie sich von dir foppen lasset, ehender führt sie dich selber an der Nasen, wohin s' will." Und richti' — drei Wochen drauf sitzt das Madel in dem Wagen, in den 's damals nit 'nein wollen hat. Aber jetzt hat's ein Brillantringerl am Finger und ein Seidenkleid an und is die Braut vom Herrn v. Hohenberger!"

Er schlug mit der breiten Handfläche auf den Tisch, lachte dröhnend und schob dann das inzwischen geleerte Glas Jean wieder hin, der den Mundschenk machte.

„Einschenken, Wirtschaft! Ich hab' ein' Viechsdurst heut. Und ein Zigarr'l möcht' i aa."

Während Jean den Kutscher versorgte, bemerkte er philosophisch: „Da sieht man wieder einmal, was es für ein Unsinn is, wenn die Weiber über Unterdrückung schreien. So ein Glück macht doch ein Mann nit. Ein sauberes Mädel aber —"

Das war aber nicht nach dem Sinne der dicken Köchin gesprochen. Kriegerisch fiel sie ihm ins Wort: „Ja, wenn das saubere Madel eine g'finkelte, mit allen Salben g'schmierte Person is! Sonst aber macht's mit ihrer Schönheit ihr Unglück und nit ihr Glück. Wie viele hat der alte Lotter nit auf'm Gewissen, bis er an eine 'kommen is, die g'scheiter war als er. Wenn s' 'n nur recht kuranzen thät', ich gönn's ihm."

Der Kutscher blinzelte bei diesen Worten so schlau mit den Augen, daß Jean aufmerksam wurde.

„Der Pepi weiß was!" rief er.

„Na," meinte der Kutscher geheimnisvoll ausweichend, „ich hab' nur lachen müssen, weil die Emma vom Kuranzen g'red't hat. Da dran wird sich wohl nix fehlen. Eifersüchti' is er schon, der Alte."

„Was?" riefen die Zuhörer wie aus einem Munde. „Jetzt schon?"

Pepi nickte grinsend. „Na und wie."

„Erzählen! Erzählen!"

Der Kutscher lehnte sich in seinen Sessel zurück, trommelte mit den Fingern der rechten



Vom Eidgenössischen Schützenfest in Luzern: Formierung des Festzuges vor der Festhalle. (S. 244)
Nach einer Photographie von J. Abächerli in Giswyl.

Hand auf die Tischplatte und begann voll Selbstgefühl: „Ihr wüßt ja, wenn ich so auf mein'm Bock sitz', Leitseil stramm in der Hand, Augen gradaus auf die Ohren vom Handpferd g'richt't, die Peitschen kerzengrad, so meint ein jeder, der Pepi sieht und hört nix. Derweil sieht und hört er aber alles, der Pepi. — Na also, daß i erzähl': Gestern sein w'r wieder bei ein paar Bekannte vorg'fahren, denen der Alte seine Fräul'n Braut hat aufführen wollen. So sind wir auch zum Hofrat v. Horst auf der Wieden 'kommen, der die zwei feschen Söhn' hat, die Husarenleutnants. Sie waren einmal auf ein' Herrenabend bei uns. Die Emma muß s' kennen, die hat ja noch vierzehn Tag' drauf d' Suppen versalzen."

Er machte eine Kunstpause und kniff das linke Auge schelmisch ein; Jean lächelte diskret, die Köchin aber drängte ärgerlich: „Dumm's Zeugs — weiter, weiter!"

Pepi lachte gröhlend über ihren Zorn und fuhr dann gemächlich fort: „Na, wie die zwei wieder 'runterkommen, sagt der Alte ganz grandig, aber mit so einer falschen Süßen, wie einer, der gern aufbegehr'n möcht' und sich nit traut: „Weißt, Everl, mit die jungen Leut' hätt'st aber nicht gar so freundlich sein müssen, das geht mir doch zu weit."

Jean und Emma wechselten einen entzückten Blick. Weil aber der Erzähler schon wieder eine Kunstpause machte und einen Schluck aus seinem Glase nahm, so drangen sie fiebernd vor Neugier auf ihn ein: „Na, und was hat sie g'sagt? Haben S' das auch g'hört?"

Der Kutscher wischte sich den Mund und nickte. „Freilich."

„Na, was denn? Was denn?"

Pepi schnitt eine urdrollige Grimasse, die offenbar die hochmütige Miene der gemaßregelten Schönen wiedergeben sollte, und piepste in seiner höchsten Fistellage: „Du, Rudi, du wirst ein bissel zu früh ekelhaft. Verheiratet sind wir noch nicht."

Die mimische Glanzleistung rief ein dröhnendes Gelächter hervor, das minutenlang die weite Küche erfüllte, bis Emma endlich außer sich vor Vergnügen stammelte: „Recht g'schieht ihm! Recht g'schieht ihm! Die is eine! — Kommt, Kinder, trinken wir auf ihr Wohl!"

Wenn der schlaue Erzähler die Wahrheit auch ein bißchen auf den beabsichtigten Eindruck hin zurecht gemacht haben mochte, so hatte er mit dem Kern seiner Erzählung doch nicht geflunkert. Hohenberger litt wirklich schauderhaft unter der Eifersucht. Und was das schlimmste daran war, er mußte sich selbst und Eva immer wieder zugeben, daß sie sich vollkommen korrekt benahm. So korrekt, daß er sie immer wieder bewundern mußte. Wo hatte das Spießbürgermädel das her? Eva hatte rasch nacheinander vielleicht drei Dutzend Personen aus Hohenbergers Bekanntenkreise kennen gelernt und für jede den richtigen Ton gefunden. Dem Kecken gegenüber war sie von hoheitsvoller, ablehnender Kühle, dem Schüchternen kam sie aufmunternd entgegen; mit den Geistvollen ließ sie sich auf witzig pointierte Wortgefechte ein und sprach mit den Albernen vom Wetter oder ließ sich von ihnen über die Aussichten der verschiedenen Pferde im nächsten Rennen Vortrag halten. Ueberhaupt verstand sie es meisterhaft, scheinbar verständnisvoll zuzuhören. Neulich hatte sogar ein Universitätsprofessor der altsemitischen Sprachen, mit dem kein Mensch umgehen konnte, weil er immer von seinen chaldäischen und aramäischen Sprachdenkmälern zu reden begann, nach einer viertelstündigen Unterhaltung mit Eva dem verdutzten



Scene aus dem Lichtensteinfestspiel in Honau: Georg v. Frondsberg verlangt Georg v. Sturmfeder im Ulmer Rathaussaal den Degen ab. (S. 244)

Bräutigam zugeschworen, seine Fräulein Braut wäre eine ganz hervorragende junge Dame, das erste weibliche Wesen, von dem er finde, daß sich mit ihm ein gescheites Wort reden lasse.

Rudi hatte in seinem Leben genug Bohnwachs vom Salonparkett abgetreten, um die schwerste aller gesellschaftlichen Künste, die Leute zu entzücken, ohne etwas zu sagen, ja ohne etwas von dem, was sie redeten, zu verstehen, nach Gebühr würdigen zu können. Wie kam die Tochter Christian Rauschers, des gewesenen Unteroffiziers und späteren Subalternbeamten, zu dieser Kunst der Prinzessinnen? Es war geradezu unheimlich.

Nicht minder unheimlich war es dem erfahrenen Manne, daß Eva trotz aller Liebenswürdigkeit, die sie den Damen gegenüber aufbot, die Frauen, mit denen er sie bekannt machte, merkwürdig selten für sich zu gewinnen vermochte. Er erklärte sich das freilich durch die auffallende Schönheit seiner Braut, um die sie von den Weibern beneidet wurde. Aber er fühlte ganz genau, daß diese Erklärung Sand war, den er sich selber in die Augen streute. Es giebt sehr viele Frauen, die trotz aller Schönheit bei dem eigenen Geschlechte ebenso beliebt sind, wie bei dem anderen. Die Frauen verzeihen einer Frau ihre Schönheit schon, wenn sie nur wissen, daß sie es mit keiner Konkurrentin zu thun haben, die ihre Schönheit dazu zu verwenden gedenkt, die anderen auszustechen. Dafür haben sie eine sehr feine Wahrnehmungsgabe, die nur der Witterung edelrassiger Jagdhunde zu vergleichen ist. Ein weibliches Wesen, das von den anderen scheel angesehen wird, hat immer das Zeug zu einer Kokette in sich, es mag sich noch so korrekt benehmen.

Und die das Zeug zur Kokette in sich hat, macht bei aller Zurückhaltung, die sie sich auferlegt, immer ein rasendes Glück bei den Männern. Es ist, als ob sie einen unsichtbaren Handschuh hinwürfe, den sie sofort gewahren und aufnehmen, brennend vor Begierde, die fröhliche Fehde zu eröffnen. Und wie begeistert war alles, was einen Schnurrbart trug, von dieser Eva Rauscher! Kein einziger von den Leuten in seinem Klub, die Hohenberger auch nur etwas näher kannten, hatte es versäumt, sich zu erkundigen, ob er ein gastfreies Heim zu führen gedenke, oder ob er um sein Dornröschen herum eine Stachelhecke aufführen werde.



Professor Dr. Max Schüller. (S. 244)

Das freute ihn ja, den so viel Beneideten, ebenso wie es ihm mächtig schmeichelte, wenn er mit Eva durch die Straßen der Stadt ging oder fuhr, und die Leute das holde Geschöpf an seiner Seite so auffällig angafften, daß es manchmal an Unhöflichkeit streifte. Aber während er sich freute, und seine gekitzelte Eitelkeit sich mächtig blähte, fühlte er zugleich in allen Gliedern eine geheime Angst, die an ihm zehrte und ihn quälte wie ein schleichendes Fieber.

Er spielte vor der Welt den Mann in den besten Jahren, und er spielte ihn auch sich selber vor — wenn Eva nicht da war. Wenn er sie aber ansah, wie die heiße Flamme des Lebens auf ihren Wangen, auf ihren roten Lippen brannte, wenn er in ihre jungen Augen schaute und ihre biegsame Gestalt betrachtete, die in jeder Bewegung ungebrochene, daseinsfrohe Kraft war und einer schlanken Weidengerte glich im Frühling, wenn das Leben erwacht und der Saft strotzend in die Zweige steigt — dann kam er sich wie ein rechter Jammermann vor neben ihr. Er fühlte es in ohnmächtiger Wut, wie träge und sickernd das Blut durch seine Adern schlich, er fühlte, wie trocken und welk seine Haut war, er glaubte jede Runzel in seinem Gesicht schmerzhaft zu spüren, als wäre sie ihm mit dem Grabstichel in die Haut geritzt worden, und die Wunde noch nicht vernarbt.

In solcher Stimmung ließ er sich bei den Einkäufen für Eva und das künftige Heim zu einer Freigebigkeit hinreißen, die selbst für seinen Reichtum Verschwendung war, die bescheidene Frau Rauscher mit ihrem fast religiösen Respekt vor den großen Banknoten aber geradezu entsetzte; er wollte Eva damit recht deutlich vor Augen stellen, welches Glück sie an ihm mache. Dabei konnte er aber nicht einmal die Stimme in dem eigenen Innern beschwichtigen, die ihm unablässig zuraunte: „Sie wirft sich weg an dich!“ In dieser Stimmung kaufte er Karl eine goldene Uhr, wie er sie selbst nicht schöner und teurer trug, überhäufte er Frau Rauscher mit wertvollen Geschenken. Er wollte die Angehörigen Evas auf seine Seite bringen.

Besonders bedenklich war ihm Fanny, zumal seitdem sie sein Anerbieten, ihre Ausstattung und Einrichtung neben der Evas zu besorgen, so kurz und entschieden abgelehnt hatte. Die war ihm entschieden aufsässig und mußte gewonnen werden um jeden Preis. Ein Hochzeitsgeschenk von dem künftigen Schwager konnte sie doch nicht gut ablehnen. Er wußte schon, was er ihr schenken wollte.

In dieser Stimmung machte Rudi seiner Braut aber auch öfters Eifersuchtsscenen, bei denen er immer vor Wut beinahe weinte, weil er selbst fühlte, wie grundlos die Vorwürfe waren, mit denen er sie quälte — oder vielmehr nicht quälte, sondern langweilte. Er konnte sich aber nicht helfen. Die in seinen Nerven angesammelte Aufregung mußte sich Luft machen.

Und es war, als wüßte Eva das und richtete ihr Verhalten in solchen Fällen dementsprechend ein. Sie that ihm nicht den Gefallen, zu widersprechen, solange noch ein Rest von nervöser Wut in ihm war. Sie ließ ihn vielmehr sich austoben, wie man einen in Bewegung gesetzten Kreisel ausschnurren läßt. Und wenn er dann plötzlich ruhig wurde, weil der Kreisel eben die in ihm wirksam gewesene Kraft aufgebraucht hatte und nun als ein regungsloses Stück Holz am Boden lag, dann erst antwortete sie ihm. Dann that sie es aber auch gehörig; nicht in Zorn oder Erregung, sondern in aller Ruhe und Kühle. Dann duckte er sich schließlich vor dem überlegenen, sogar geringschätzigen Ausdruck in ihren schönen blauen Augen und den schneidenden Worten, die der entzückend geformte rote Mund sprechen konnte. Er klagte sich verzweifelt des schwärzesten Undanks gegen das holde Geschöpf an, dem er das Leben verbittere, statt es ihm zu vergolden, er schwor den häßlichen Fehler der Eifersucht mit tausend Eiden ab und bettelte nur für dieses eine Mal noch um Verzeihung. Wenn ihm die endlich gewährt wurde, war er jedesmal ein gutes Stück tiefer in die Knechtschaft, gegen die er sich so aufgebäumt hatte, geraten.

Wenn er so des Nachts schlaflos dalag, und ihm alles das durch den Kopf und das Herz ging, zum Teil als klare Gedanken, zum Teil als unbestimmte Vorstellung oder gar nur als banges, unbehagliches Gefühl, als Angst vor einem immer näher drohenden Unheil, hatte es sich mehrmals zugetragen, daß er aufstand,

Licht machte und an den Schreibtisch ging, um Eva abzuschreiben. Lieber die spöttischen Gesichter seiner Bekannten sehen, lieber alles im Stiche lassen, was er zur Vorbereitung dieser Heirat schon ausgegeben hatte, und noch ein beträchtliches Reugeld zahlen, als diese Höllenqual noch länger erdulden. Aber der Brief blieb jedesmal ungeschrieben. Immer zeigte sich ihm, wenn er an eine Auflösung der Verlobung dachte, das nämliche Bild. Eva, die schöne, holdselige, berückende, in den Armen irgend eines seiner Bekannten, die von ihr so begeistert waren und, wenn sie frei wurde, gewiß ein wahres Wettrennen um ihre Gunst anstellen würden. Und wie zärtlich und innig sich die Eva in der Vision an den Hals ihres Geliebten hing, der freilich an Jugend und Schönheit zu ihr paßte, während die wirkliche Eva den Zärtlichkeiten ihres Verlobten so kühl begegnete und ihm gerade so viel gewährte, als nötig war, seine Glut immer höher und heißer auflodern zu machen.

„Nein!" knirschte Hohenberger immer wieder nach einer solchen Anwandlung. „Ehe ich sie einem anderen lasse, eher heirat' ich sie — und wenn ich wüßte, daß mich das Teufelsweib im ersten Jahr unserer Ehe unter die Erde bringt."

Außer diesem Gesicht war es noch ein anderer Umstand, der rebellische Anwandlungen in Hohenberger nicht Wurzel schlagen ließ. Wenn er daran dachte, zurückzutreten, fiel ihm immer wieder Christian Rauscher ein. Mit dem alten Kerl war nicht zu spaßen. Wie merkwürdig hatte er sich betragen, als der große Herr ihm die Ehre erwies, um die Hand seiner Tochter zu bitten: „Ich nehm' die Ehr' an, weil ich muß."

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Bei der Automobilfernfahrt Paris—Berlin, die vom Fort Champigny aus ihren Anfang nahm und in den beteiligten Ländern mit großer Spannung verfolgt wurde, kam der **Franzose Fournier** als erster ans Ziel. Er traf auf der Trabrennbahn Westend in Berlin am zweiten Tage vormittags 11 Uhr 46 Minuten ein, enthusiastisch begrüßt von dem Jubel der zahlreich versammelten Menge, die zum Teil den höchsten Gesellschaftskreisen angehörte. Er hat die Strecke ohne Einrechnung der Aufenthalte in 16 Stunden und 56 Minuten zurückgelegt. Fournier war Anfangs der neunziger Jahre drei Jahre lang Champion von Frankreich im Radrennsport und dann längere Zeit in Amerika, wo er das erste Automobilrennen mitmachte und gewann. Im September gedenkt er wieder hinüberzugehen, um in der Buffalo-Ausstellung als Automobilist zu fahren. Er erhielt bei der Preisverteilung den Ehrenpreis des deutschen Kaisers, sowie den des Königs von Belgien, des Großherzogs von Luxemburg und der Stadt Hannover. — Das **37. Eidgenössische Schützenfest** in Luzern hat unter sehr großer Beteiligung aller Kreise stattgefunden und einen äußerst gelungenen Verlauf genommen. Ein besonders anziehendes und farbenreiches Bild bot der **Festzug** am Eröffnungstage, der sich mit etwa zweihundert Fahnen und fünf großen Musikcorps durch die Straßen der Stadt bewegte und außer den zahlreichen Schützen und Ehrengästen auch kostümierte Kriegergruppen, Turner- und Studentenvereine, Knaben und Mädchen in den Kantonsfarben u. s. w. umfaßte. Das Schießen selbst wurde mit einer Becherkonkurrenz eröffnet. — In dem kleinen im Echatzthale der Schwäbischen Alb unterhalb des Schlosses Lichtenstein liegenden Oertchen Honau haben in diesem Sommer erstmals die Aufführungen eines Lichtensteinfestspiels stattgefunden, das nach Wilhelm Hauffs romantischer Sage von R. Lorenz verfaßt worden ist. Die 150 Darsteller sind Dilettanten aus Reutlingen und den Orten der Umgebung. Das Festspielhaus ist einer mittelalterlichen Burg nachgebildet, der Burghof dient als Zuschauerraum mit 1500 Sitzen. Von den packendsten Scenen der neun Vorgänge oder Akte veranschaulicht unser Bild jene im Ulmer Rathaussaale spielende, in der **Georg v. Frondsberg** dem **Junker Georg v. Sturmfeder den Degen abfordert**, weil er dem Schwäbischen Bunde keine Späherdienste leisten will. — Gegenwärtig wird der Name des **Professors Max Schüller** in Berlin viel genannt, der in seiner Aufsehen erregenden Schrift „Die Parasiten im Krebs und Sarkom des Menschen" den Nachweis führt, daß die Erreger der Krebskrankheit kleinste tierische Lebewesen sind, der Krebs daher ansteckend ist. Sollte sich die gemachte Entdeckung bestätigen, so wird dies einen großen Fortschritt in der Erkenntnis der krebsartigen Erkrankungen bedeuten. — Der ägyptische Sudan geht jetzt unter englischer Verwaltung einer verheißungsvollen Entwickelung entgegen. Auch der



Der Weg durch die Wüste nach Khartum.



Der Störenfried. Nach einem Gemälde von Anton Müller. (S. 246)
Original im Besitze der Kunsthandlung von F. Schwarz in Wien.

Bahnbau nach der alten Hauptstadt Khartum schreitet rüstig vorwärts, und bald werden die Karawanenzüge auf dem **Wege durch die Wüste nach Khartum,** die man jetzt noch sieht, der Vergangenheit angehören.

Der Störenfried.

(Mit Bild auf Seite 245.)

Der alte Junggeselle, den uns Anton Müller in seiner stillen Studierstube darstellt, hat unter den Menschen nicht gar viele Freunde. Als Genosse seiner Einsamkeit dient ihm ein Star, dessen munteres Schwatzen ihn oft genug erheitert, der ihn aber auch zuweilen als „Störenfried“ in seinen eifrigen Studien unterbricht, so daß er wohl zeitweilig ins Bauer gesteckt und vors Fenster hinaus verbannt werden muß.

Der Grabengel.

Aus den Erinnerungen eines Journalisten.

Von **H. Berthold.**

(Nachdruck verboten.)

Mein Kollege Barthelmus kam an einem schönen Sommernachmittage ziemlich aufgeregt in mein Bureau und rief: „Du mußt so gut sein und mich für drei Tage vertreten. Ich habe eine dringende Reise vor.“

Barthelmus war unser Kunstkritiker und der liebenswürdigste, freundlichste Kollege, den unser ziemlich zahlreiches Redaktionspersonal aufzuweisen hatte. So konnte er sicher darauf rechnen, daß ihn auch jeder von uns vertrat, wenn er einmal eine derartige Forderung an uns stellte.

Ich begleitete ihn noch zur Bahn, da er mit dem Nachtzuge fuhr, und ich mit der Redaktionsarbeit fertig war. Kurz vor dem Abschied sagte er zu mir: „Wenn du mir einen heiligen Eid schwörst, zu schweigen, so will ich dir sagen, um was es sich handelt. Ich gehe, um ein bisher noch unentdecktes Werk von Thorwaldsen zu suchen. Es soll sich in dem mitteldeutschen Städtchen B. befinden.“

„Und wer hat dir das mitgeteilt?“ fragte ich ungläubig.

„Du weißt, die Kunstnachrichten wachsen nicht wild wie die Brombeeren. Man muß sie sich mühsam zusammenholen, zumal es keine Reporter für Kunstangelegenheiten giebt. Ich habe mit den beiden Kunsthändlern in unserer Stadt das Abkommen getroffen, daß ich mir in gewissen Zwischenräumen Nachrichten von ihnen holen darf. Sie geben mir das Neueste, was sie erfahren haben, und ich bin ihnen dann wieder durch Aufnahme von kleinen Reklamenotizen im Feuilleton gefällig. Der eine dieser Kunsthändler hat voriges Jahr einen Brief mit folgender Anfrage erhalten: „Was ist ein echter Thorwaldsen ungefähr wert? Es handelt sich um ein Grabdenkmal. B. Menger.“ Der Kunsthändler hat zuerst geglaubt, die Anfrage sei ein schlechter Scherz. Da aber in Kunstangelegenheiten alles möglich ist, kann sich wirklich im Privatbesitz, noch dazu auf einem Kirchhof oder in einer Gruft, ein echter Thorwaldsen befinden, von dem die Kunstwelt nichts weiß. Das Werk hätte einen sehr hohen Wert, und da der Kunsthändler nicht selbst die Zeit hat, nach B. zu fahren, habe ich das übernommen. Denke dir, was es für ein Aufsehen machen würde, wenn unsere Zeitung zuerst die Nachricht von der Auffindung eines neuen Thorwaldsen bringen könnte!“

„Na, das wäre ja ganz hübsch,“ sagte ich; „sieh nur zu, daß du nicht zum Narren gemacht wirst. Denke an die Blamage, wenn wir die Geschichte von der Auffindung des neuen Thorwaldsen in die Welt hinausposaunen, und sich dieser Grabengel als eine Ente erweist.“

„Du solltest mehr Vertrauen zu meinem Kunstverständnis haben,“ meinte Barthelmus gekränkt, aber da eben zum Einsteigen gerufen wurde, eilte er ohne weitere Worte davon.

— — — — — — — — — —

Drei Tage waren um, allein Barthelmus kam nicht zurück. Am vierten Morgen fragte der Chefredakteur bei mir an, ob ich Barthelmus nicht gesehen hätte, und ob nicht irgend eine Nachricht von ihm eingegangen sei. Ich mußte verneinen, und der Chefredakteur bemerkte: „Dann muß er irgendwo verunglückt sein; der Mann ist sonst die Pünktlichkeit selbst.“

Ich sprach die Ansicht aus, daß ich nicht an einen Unfall glauben könne, und meine Ansicht bestätigte sich auch alsbald, indem mittags ein Brief bei mir einlief, welcher folgenden Inhalt hatte:

„Lieber Freund! Bereite den Chef schonend darauf vor, daß ich unter allen Umständen noch drei Tage Nachurlaub brauche. Die beifolgende Notiz nimm gänzlich unverändert und in möglichst auffallender Schrift auf. Bringe sie umgehend und ohne jede Aenderung, du gefährdest mich sonst. Ich befinde mich hier auf der Hyänenjagd.“

Da ich genügend von der Naturgeschichte gelernt hatte, um zu wissen, daß in Mitteldeutschland keine Hyänen herumlaufen, konnte ich nur annehmen, daß diese Bemerkung bildlich zu nehmen sei. Ich begab mich zum Chef, der gerade wieder unter großen Schwierigkeiten den politischen Leitartikel verfaßte.

„Haben Sie bisher schon Spuren von Geistesstörung an Barthelmus bemerkt?“ fragte er mich.

„Bis jetzt noch nicht,“ entgegnete ich, „aber so etwas kommt manchmal ganz plötzlich.“

„Haben Sie den Artikel, den er eingeschickt hat?“

„Hier ist er.“

Der Artikel lautete:

„Ein neuer Schwindel ist auf dem Kunstgebiete aufgetaucht, auf welchem in letzter Zeit so viele Gauner mit mehr oder minder Glück debütiert haben. So wird uns jetzt aus verschiedenen Orten Mittel- und Süddeutschlands, besonders aus G., gemeldet, es seien auf Kirchhöfen Kopien von Bildwerken berühmter Meister, von Thorwaldsen, Canova u. s. w., aufgefunden worden, die augenscheinlich in gaunerischer Absicht zu dem Zwecke dort aufgestellt worden sind, bei Leuten, die ein mangelhaftes Kunstverständnis haben, den Glauben zu erwecken, es handle sich um echte Werke der Künstler. Diese Kopien sind mehr oder weniger gut angefertigt und tragen den Namen des berühmten Künstlers, von dem sie angeblich herrühren sollen. Der Kniff, solche Kopien gerade auf Kirchhöfen als Grabdenkmäler aufzustellen, muß als besonders raffiniert und gefährlich bezeichnet werden. Das Publikum sei vor diesem neuen Schwindel gewarnt; es wäre möglichst weite Verbreitung dieser Notiz durch die Tagespresse im öffentlichen Interesse sehr erwünscht.“

Ich hatte nun keine Veranlassung mehr, das Geheimnis, das über der Reise des Kollegen Barthelmus schwebte, dem Chefredakteur gegenüber zu wahren, teilte ihm mit, daß Barthelmus anscheinend sehr enttäuscht worden sei, und daß sich der echte Thorwaldsen, den er zu finden glaubte, als ein Schwindel erwiesen habe.

Eines war ja an der Notiz befremdlich: Barthelmus befand sich in B. und suchte durch die eingesandte Notiz den Glauben zu erwecken, daß dieselbe aus G., also aus einem ganz anderen Orte, komme. Jedenfalls hatte er aber zu dieser Aenderung des Ortsnamens seine Gründe, und da er mich dringend gebeten hatte, nichts an dem Artikel zu ändern, ließ ich diesen Namen stehen. Ich wollte ihn auf seiner „Hyänenjagd“ nicht gefährden. Ich ließ die Notiz sehr auffallend setzen und brachte sie schon im Abendblatt an der Spitze des lokalen Teiles, wo sonst die interessantesten Kriminalfälle veröffentlicht wurden.

Nachmittags kam ein Bankier, der mir persönlich bekannt war, nach dem Redaktionsbureau und fragte, ob der Kollege Barthelmus verreist sei. Unser Kollege war nämlich in der glücklichen Lage, ein kleines Erbteil zu besitzen, das er in guten Papieren bei dem Bankier angelegt hatte.

„Ist irgend etwas geschehen?“ fragte ich.

„Ich wollte mich nur überzeugen, daß Herr Barthelmus wirklich verreist ist. Ich habe heute von ihm ein Telegramm bekommen mit der Aufforderung, ihm dreitausend Mark in barem Gelde sofort nach außerhalb, und zwar nach B., zu senden. Da man ja leicht mit einem Telegramm betrogen werden kann, Herr Barthelmus auch in seiner Wohnung nicht aufzufinden war, komme ich hierher, um zu fragen, ob er sich wirklich in B. befindet.“

„Er befindet sich in der That dort, und Sie können ihm unter den nötigen Vorsichtsmaßregeln das Geld hinschicken,“ sagte ich, und der Bankier empfahl sich dankend. Mir aber wurde die Geschichte immer rätselhafter. Sollten denn in Mitteldeutschland die „Hyänenjagden“ so teuer sein? — —

Wieder waren drei Tage vergangen, als eine neue Depesche von Barthelmus eintraf, in welcher er noch um zwei Tage Nachurlaub bat. Wie er dem Chefredakteur in der Depesche mitteilte, handelte es sich um Familienangelegenheiten.

Der Chefredakteur war sehr erzürnt und hatte die feste Ueberzeugung, bei Barthelmus sei irgend etwas nicht richtig, als er erfuhr, er habe sich dreitausend Mark von seinem Privatvermögen schicken lassen. Der Nachurlaub mußte ihm indes, wenn auch ungern, bewilligt werden, und der Chef sagte melancholisch: „Passen Sie auf, wenn die zwei Tage herum sind, telegraphiert er noch einmal um Nachurlaub. Er kommt nicht wieder. Höchst wahrscheinlich erhalten wir aus irgend einem Irrenhause die Nachricht, daß er dort festsitzt.“

Ich zuckte die Achseln. Unser Chef, ein alter Junggeselle, war etwas galligen Temperaments und sah immer sehr schwarz.

Diesmal hatte er sich denn auch gründlich geirrt. Am Abend des zweiten Tages traf Barthelmus ein, kam in mein Bureau und fiel mir wortlos um den Hals.

„Junge,“ rief er, „ich habe einen Thorwaldsen gefunden, einen echten, wirklichen Thorwaldsen! Aber außerdem noch mehr. Ich habe einen Grabengel gefunden und dazu noch einen zweiten, einen lebendigen Engel.“

„So, so,“ sagte ich, „also darauf läuft's hinaus, alter Freund! Nun erkläre mir aber, was hat dich denn veranlaßt, zuerst die Sache als Schwindel darzustellen?“

„Siehst du, das war ja die großartige Schlauheit von mir! Ich sage dir, ich habe die Hyäne damit geködert und glücklich erlegt. Ich will mich nur rasch beim Chef zurückmelden, dann fahre ich nach Hause, ziehe mich um, und abends treffen wir uns im Englischen Hof.“

— — — — — — — — — —

„Ich bin also direkt nach B. gefahren,“ erzählte Barthelmus, als wir zusammensaßen. „Ich kam frühzeitig an, und mein erstes war, mich nach dem Schreiber des Briefes, nach der Person, welche Menger hieß, zu erkundigen. Es gab nur eine Person dieses Namens in B., und zwar ein junges Mädchen im Alter von ungefähr siebzehn Jahren. Sie hatte mit ihrem Vater schon seit ungefähr zwölf Jahren in B. in einer kleinen Villa am äußersten Ende der Stadt ein sehr zurückgezogenes Leben geführt,

da ihr soeben verstorbener Vater ein großer Sonderling gewesen war, der mit niemand Umgang hatte. Ich begab mich nach der Villa und fand eine junge Dame in tiefster Trauer; was mich an ihr frappierte, war ihre geradezu engelhafte Schönheit."

„Thu mir die einzige Liebe, werter Freund, und erspare mir eine Beschreibung dieser Schönheit; ich nehme sie als genossen an. Verliebte sehen überall Engel."

„Du brauchst nichts zu fürchten; ich würde gar nicht den geringsten Versuch machen, dir diese Schönheit zu beschreiben, denn dafür fehlen mir die Worte, aber ich habe noch nie so viel unschuldsvolle Hoheit und Reinheit gesehen, noch nie so viel mädchenhaften Zauber, so viel —"

„Du bist auf dem besten Wege, Verehrtester! Denk an unsere Freundschaft, Barthelmus, und daran, daß ich dem „Engel" sehr kühl und objektiv gegenüberstehe."

Barthelmus nahm sich zusammen, warf mir einen grimmigen Blick zu und fuhr fort: „Die junge Dame — Eugenie ist ihr Name — legte mir Briefe Thorwaldsens vor, die an ihren Vater gerichtet waren. Aus diesen Briefen ersah ich erstens, daß der Vater des jungen Mädchens früher Kustos an der Bibliothek eines mitteldeutschen Hofes gewesen war. Auf einer Reise nach Rom hatte Menger den damals noch sehr jungen Thorwaldsen kennen gelernt und Gelegenheit gefunden, ihm einen wichtigen Dienst zu leisten. Die beiden schlossen Freundschaft und blieben auch später im Briefwechsel miteinander. Als Menger kurz hintereinander seine erste Frau und seinen Sohn verlor, schrieb ihm Thorwaldsen einen tröstenden Brief und teilte ihm darin mit, daß er für ihn als Zeichen der Teilnahme die lebensgroße Figur eines Grabengels bestimmt habe, die auf dem gemeinsamen Grabe der Frau und des Sohnes Mengers aufgestellt werden solle. Eugenie zeigte mir dann noch einige andere Briefe Thorwaldsens, dann die Frachtscheine über die Beförderung der schweren Kiste, welche den Grabengel enthalten hatte, von Rom bis G. Dort wurde die Statue auf dem Grabe der ersten Frau Mengers und ihres Sohnes aufgestellt. Später hat sich Menger entschlossen, noch einmal zu heiraten, und Eugenie ist das Kind der zweiten Frau, die aber ebenfalls kurz nach der Geburt der Tochter starb. Menger hat sich dann pensionieren lassen und ist von G. nach B. übergesiedelt, woselbst er vor ungefähr vier Wochen starb.

„Sind Sie geneigt, diesen Grabengel von der Hand Thorwaldsens zu verkaufen?" fragte ich Eugenie Menger, nachdem sie mir ihre Verhältnisse geschildert hatte.

„Die Verhältnisse zwingen mich leider dazu," erklärte das junge Mädchen. „Mein Vater hat außer seiner Pension nichts gehabt als dieses Häuschen hier, in dem ich wohne, und auf welchem noch eine Hypothekenschuld von fünftausend Mark steht. Die Pension wird nach seinem Tode nicht weiterbezahlt, Schulden waren auch noch da, das Begräbnis war zudem kostspielig — kurz, ich stände ganz ratlos da, wenn nicht ein Brief meines verstorbenen Vaters an mich in seinem Schreibtische gefunden worden wäre, in dem er mich auf den Wert der Statue auf dem Kirchhofe in G. aufmerksam macht und mir rät, sie einem Museum zum Kauf anzubieten."

„Und weshalb haben Sie sich nicht an ein Museum, sondern an einen Kunsthändler gewendet?" fragte ich Eugenie.

„Die Sache hat eine eigentümliche Bewandtnis," erklärte mir das junge Mädchen. „Hätte ich den Brief meines Vaters früher gefunden, so hätte ich mich nicht vorher schon in der ersten Bestürzung über meine Mittellosigkeit zu Schritten entschlossen, die ich jetzt recht lebhaft bedaure. Aber ich stehe allein und verlassen in der Welt da, ich bin unerfahren und war durch den plötzlichen Tod des Vaters wie gelähmt. So habe ich einen großen Fehler begangen, indem ich den Grabengel verpfändete. Die Persönlichkeit, die mich dazu veranlaßt hat, muß den Wert der Statue gekannt haben. Unmittelbar nach dem Tode des Vaters kam ein Mann Namens Grote zu mir, der früher Diener an der Bibliothek gewesen war, die mein Vater als Kustos verwaltete. Dieser Grote, der in G. wohnt, hatte auch schon früher hin und wieder meinen Vater, an den er große Anhänglichkeit zeigte, besucht, und ich kannte ihn daher genau. Er war mir behilflich, die Vorbereitungen für das Begräbnis des Vaters zu treffen; er lieh mir auch Geld, um die Schulden meines Vaters, deren Bezahlung nach seinem Tode von den Gläubigern sofort gefordert wurde, zu decken. Er hat mir im ganzen zweitausend Mark vorgestreckt, und ich habe ihm dafür einen Schein ausgestellt, durch den er Ansprüche auf den Grabengel in G. hat."

„Wissen Sie vielleicht, wie dieser Schein gelautet hat?"

„Das weiß ich nicht genau, mein Herr; ich habe einen Schein unterschrieben, auf dessen Inhalt ich mich nicht mehr entsinnen kann; Grote hat sich auch von jenem Augenblick an nicht mehr bei mir sehen lassen, und sein ganzes Benehmen kommt mir jetzt sehr verdächtig vor."

Ich sagte der jungen Dame, daß auch mir die ganze Sache verdächtig erscheine, und daß es jammerschade wäre, wenn sie sich um ein Vermögen gebracht hätte. Jedenfalls ließ ich mir aber von ihr die Stelle auf dem Kirchhof in G., wo der Grabengel stand, beschreiben und fuhr noch am Nachmittag hinüber. Unzweifelhaft hatte ich es mit einem echten Thorwaldsen zu thun. Auf dem Sockel des überlebensgroßen knieenden Engels stand sogar der Name Thorwaldsen eingemeißelt. Dieser Grabengel hat einen Wert von über hunderttausend Mark; er ist unzweifelhaft eine der originellsten Schöpfungen Thorwaldsens. Im ganzen Kopenhagener Museum findet sich nicht seinesgleichen. Meist sind es Amor, Psyche, Ganymed, die Thorwaldsen geschaffen hat, aber nirgends ein Engel. Während ich mir noch die Statue betrachtete, kam ein Mann, der ungefähr wie ein Totengräber aussah, und stellte sich neben mich.

„Das ist eine seltene Statue," meinte er. „Sie soll sehr viel wert sein; sie ist von dem berühmten Künstler Thorwaldsen."

Ich hatte den glücklichen Einfall, dem Manne zu antworten: „Sie irren sich, es ist nur eine Kopie; das Original dieses Grabengels habe ich im Museum zu Kopenhagen erst vor einigen Wochen gesehen; es ist aber nicht einmal eine Kopie von Thorwaldsens Hand, sondern von irgend einem seiner Schüler."

„So, so," sagte der Totengräber, wie es schien, sehr erstaunt, „also ist die Figur nicht echt; ich dachte immer, sie wäre aus wirklichem Marmor."

„Aus Marmor ist sie schon," sagte ich dem dummen Kerl, „aber darin steckt nicht ihr Wert, sondern daß sie selbst von der Hand des berühmten Künstlers Thorwaldsen gemeißelt sein soll. Das ist aber nicht wahr. Wer hat Ihnen denn gesagt, daß die Statue so wertvoll ist?"

„Ein Herr war hier mehrmals auf dem Kirchhofe und hat sich sehr um die Statue bekümmert. Es ist ein gewisser Grote, ein früherer Beamter. Ich habe im Register nachschlagen müssen, wer der Besitzer der Grabstätte und dadurch auch des Grabengels ist. Es hat sich nun herausgestellt, daß dies der frühere Professor Menger ist, der in B. wohnt und jetzt auch verstorben sein soll."

„Dann hat sich dieser Herr Grote gewaltig verrechnet, wenn er sich so für die Statue interessiert," sagte ich. „Das Ding ist höchstens fünfhundert Mark wert; ich muß das verstehen, ich bin nämlich selbst Künstler."

Barthelmus hielt in seiner Erzählung inne und lachte.

„Siehst du, Junge, so schlau bin ich gewesen," rief er mir dann zu, „und du glaubst nicht, was ich alles durch meine Schlauheit erreicht habe. Ich fuhr noch an demselben Abend nach B. zurück und ging am nächsten Morgen zu Eugenie. Meine erste Frage war, ob sie Grote etwa den Briefwechsel des Vaters mit Thorwaldsen gezeigt habe. Eugenie verneinte.

„Dann kann noch alles gut werden," tröstete ich sie, denn mein Plan war schon gefaßt. Man ist doch nicht umsonst ein alter, mit allen Hunden gehetzter Zeitungsmensch. Ich wollte der Hyäne ihren Raub schon wieder abjagen. Ich sagte also zu Eugenie: „Dieser Grote hat Ihre Unerfahrenheit benutzt, um Sie zu betrügen. Dadurch, daß Sie ihm die Statue für sein Darlehen verschrieben, haben Sie Ihre Rechte darauf aus den Händen gegeben. Der Mann verdient ein Vermögen, und Sie bekommen nicht einen Pfennig. Ob ein Prozeß Ihnen etwas nützen würde, ist sehr zweifelhaft."

Eugenie war sehr bestürzt, ich aber schwor ihr zu, ich wolle alles für sie thun, was in meiner Macht stünde, und wolle ihr wieder zu dem Besitze der Statue und zu dem Vermögen, das dieselbe bei einem etwaigen Verkauf einbringen werde, verhelfen."

„Habt ihr euch bei dieser Gelegenheit nicht gleich miteinander verlobt?" fragte ich dazwischen.

„Nein, noch nicht," versetzte Barthelmus. „Du thätest besser, deine frivolen Bemerkungen für dich zu behalten angesichts meines Erfolges. Siehst du, ich bin diabolisch schlau gewesen, ich habe sofort an dich die Notiz geschickt, daß sich zahlreiche gefälschte Statuen vorfänden. Ich wußte, daß ich damit dem Gauner, dem Grote, einen großen Schrecken einjagte. Leute, wie dieser Grote, geben sehr viel auf Gedrucktes; was gedruckt ist, das glauben sie. Außerdem habe ich mich nach G. begeben, habe dort dem Kollegen vom Lokalblatt einen Besuch gemacht und ihn gefragt, ob er nicht im Kunstinteresse einen Artikel über die gefälschte Statue auf dem Kirchhof aufnehmen wolle. Da ich mich als Sachverständiger und Kunstkritiker einführte, war der Kollege natürlich sofort bereit, den Artikel aufzunehmen, zumal ich für denselben nichts forderte. So erschien auch im Lokalblatt unmittelbar nach der Notiz in unserer Zeitung die Nachricht, daß der Thorwaldsen gefälscht sei, daß es sich lediglich um eine schlechte Kopie handle, deren Wert auf höchstens dreihundert Mark anzuschlagen sei. Unterdes hatte ich mir von meinem Bankier Geld schicken lassen und harrte in B. bei der jungen Dame der Dinge, die da kommen sollten.

Und richtig, die Hyäne ging in die Falle. Schon am nächsten Tage gegen Mittag kam Grote angefahren und bat um eine Unterredung mit Eugenie. Ohne daß er es wußte, war ich Zeuge derselben im Nebenzimmer. Ich versichere dir, die Sache war hochkomisch. Die Hyäne krümmte sich und ging in großem Bogen auf das Ziel zu. Der Kerl glaubte natürlich, das junge Mädchen sei noch genau so unerfahren wie früher; er klagte ihr, er brauche dringend Geld, und fragte sie, ob sie nicht geneigt sei, ihm anstatt des Anrechtes auf den Grabengel für sein Darlehen eine Hypothek auf die Villa zu geben. Eugenie verneinte. Dann versuchte er, sie moralisch zu beeinflussen, indem er sagte, sein Gewissen fühle sich bedrückt, weil er ein Grabdenkmal, das doch eigentlich

einem Toten gehöre, in Pfand genommen habe. „Wie Sie wissen, Fräulein,“ setzte er noch hinzu, „habe ich ja den Grabengel nicht von Ihnen gekauft, Sie haben ihn mir nur verpfändet, und eventuell müssen Sie mir das Geld zurückzahlen, wenn ich es brauche.“

Eugenie war von mir vorher unterrichtet worden und handelte genau danach. Sie fragte: „Haben Sie die Quittung über die zweitausend Mark bei sich?“ und als Grote bejahte und die Quittung hervorzog, nahm sie ihm Eugenie aus der Hand und legte ihm zu seinem Erstaunen sofort zwei Tausendmarkscheine auf den Tisch. In diesem Augenblick trat ich aus dem Nebenzimmer und nahm die Quittung aus Eugeniens Händen. Mit einem Blick sah ich, daß ich mich in meiner Annahme nicht getäuscht hatte. Die Statue war verkauft, und kein Prozeß der Welt hätte diesen Kauf rückgängig machen können.

Grote steckte zögernd die zwei Tausendmarkscheine ein und sagte: „Ich bekomme noch Zinsen.“ Ich warf ihm noch einen Fünfzigmarkschein zu und riß dann vor seinen Augen die Quittung in kleine Fetzen. Der Kerl machte ein ganz dummes Gesicht, schüttelte den Kopf und ging davon. Die Sache war viel leichter gegangen, als ich vermutet hatte. Die beiden Zeitungsartikel hatten ihn ängstlich gemacht, und er war uns ohne weiteres in das Garn gegangen. Ich war darüber so vergnügt, daß ich Eugenie beim Kopf nahm und sie küßte. Darüber war sie natürlich entrüstet, und ich konnte sie nur damit beruhigen, daß ich erklärte, ich würde diesen Kuß als einen Verlobungskuß betrachten, wenn sie nichts dagegen hätte. Du weißt ja, es war immer mein Grundsatz: Frische Fische, gute Fische. Schließlich gab sie ihr Schmollen auf, und so verlobten wir uns denn in aller Heimlichkeit; du bist der einzige Mensch, der etwas davon weiß. Mit Rücksicht auf den Tod des Vaters Eugeniens wird die Verlobung erst in einem Vierteljahr bekannt gemacht werden, und in einem halben Jahre ist die Hochzeit. Ich habe die Statue vorläufig einem amerikanischen Museum zum Kauf angeboten, denn die Amerikaner haben für solche Sachen viel mehr Geld als unsere Museen. Ich hoffe, ein hübsches Vermögen für uns herauszuschlagen. Nicht wahr, meine Zeitungsnotiz hat diesmal was eingebracht?“

Humoristisches.



Verraten.

Dienstmädchen (welche ausgezankt wird, weil sie eine Schüssel zerbrochen hat): Uebrigens, einen Sprung hatte die Schüssel auch schon.
Hausfrau (hitzig): Das ist nicht wahr!
Dienstmädchen: Doch; ich habe sie ja gestern schon 'mal fallen lassen!



Kindlich.

Der kleine Fritz (der mit seinem Papa an einem Restaurant vorübergeht, in dem laute Studenten sitzen): Du, Papa, ist hier die Universität?

Ich gratulierte dem schlauen Barthelmus, und wir leerten noch eine Flasche Rheinwein auf die heimliche Verlobung. — — — — —

Ein halbes Jahr später war Barthelmus glücklich mit der jungen Dame verheiratet. Aber mit der Statue erlebte er doch noch eine kleine Enttäuschung. Es stellte sich nämlich heraus, daß der Thorwaldsen wohl echt, aber nicht einzig in seiner Art war, da sich drei derartige Grabengel, sämtlich von Thorwaldsens Hand herrührend, vorfanden. An jedem der Werke war eine kleine Abweichung in der Auffassung, und nur um dieser willen kaufte das Museum in Kopenhagen den Grabengel schließlich für achtzigtausend Kronen. Wären nicht noch zwei Kopien dieses berühmten Werkes vorhanden gewesen, so hätte der Preis wohl das Dreifache oder noch mehr betragen. Barthelmus erklärte sich auch mit dieser Lösung zufrieden und machte mich nur dadurch ärgerlich, daß er mir eines Tages allen Ernstes einreden wollte, er habe den Grabengel von Anfang an für eine Kopie gehalten. Beweis dafür wären ja die beiden Zeitungsartikel, die er damals geschrieben hätte.

Aber so sind die Kunstkritiker!

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung des Bilder-Rätsels „Die Schlüssel“ in Nr. 30: Von dem Schlüsselbart des von rechts nach links gekreuzten Schlüssels angefangen (also bei D) werden zunächst alle Buchstaben an den runden Nägeln von links nach rechts abgelesen, dann von dem Barte des zweiten Schlüssels (bei J) in umgekehrter Runde alle Buchstaben der viereckigen Nägel. Es ergiebt sich der Spruch: 1) Die Geduld ist der Schlüssel 2) jeden Erfolges.

Charade. (Viersilbig.)

Verdopple eins und gleichfalls vier,
Dann steht's als Ehepaar vor dir.
Zwei — drei könnt' dessen Tochter sein,
Dieweil's ein Nam' der Mägdelein.
Das Ganze zeigt in prächt'ger Schau
Dir Landschaftsbilder ganz genau.

Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösungen von Nr. 30:

des Dichter-Rätsels: Eichendorff:

GO**E**THE
LESS**I**NG
S**C**HEFFEL
SC**H**ILLER
KÖRN**E**R
KER**N**ER
ARN**D**T
V**O**SS
GELLE**R**T
FREYTAG
HAUF**F**;

des Logogriphs: Spalier, Spanier.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.